

[Vorsicht: Es folgt ein sehr, sehr langes, aus einer sehr, sehr subjektiven Position im Herbst 2014 verfasstes Lesestück – eine Liebeserklärung.] Damals sah ich mich bemüßigt, mich für den Frustbericht über unseren Urlaub im Süden Frankreichs rechtfertigen zu müssen. Weil das, was Franz-Josef Degenhardt in seinem Lied „Für wen ich singe“ so zutreffend mit „frankophile Käselutscher“ diffamiert hat, sofort anti-französische Ressentiments wittert, wenn man sich nicht euphorisch über das Land ihrer weinfeuchten Träume äußert. Denen sage ich: Wer nicht kritisiert, was er liebt, der liebt nicht. Natürlich gibt es gerade bei eher sozialdemokratisch sozialisierten Menschen eine tiefe Frankreichsehnsucht – vielleicht weil man immer noch die brennenden Döschwos der Barrikaden im Pariser Mai von 1968 wittert und sich selbst dort mit Baskenmütze auf dem Hirn, Maispapierzichte zwischen den rotweingefärbten Lippen und einem Baguette unter den schweißnassen Achseln gegen die CRS-Bullen kämpfen sieht. Für die Freiheit!

Wie kein anderes europäisches Land – nicht einmal Italien – wird Frankreich bis zur Surrealität romantisch verklärt. Und ständig suchen Deutsche mit Macht und Geld nach der großen Authentizität. Wie die (im Übrigen schwer sozialdemokratischen!) Vermieter unserer Ferienwohnung in Valros. Die sich offensichtlich versucht haben, in das Gemeinwesen hineinzukaufen, von den Bewohnern des Örtchen als ihresgleichen gesehen zu werden. Dabei sind auch sie nur Eindringlinge, die von den jahrelang extrem niedrigen Preisen für Altimmobilien profitiert haben. Authentisch, möchte man solchen Leuten zurufen, ist, wo du deinen Lebensmittelpunkt hast! Und wenn du wirklich volles Rohr authentisch leben willst in Frankreich, dann muss du das so machen wie der RAF-Klein, der sich jahrzehntelang dort versteckt und dabei aber sowas von assimiliert hat. Man kann sich natürlich mit dem Pittoresken begnügen.

Das Land unserer Träume

Manchmal tut es mir weh, dass Frankreich für die jungen Leute von heute kein Traumland mehr ist. Wir in den Fünfziger geborenen Menschen wollten in den Sechzigern immer bloß nach England (wegen der Beatles und so...) oder eben nach Frankreich (wegen der kleinen Französinen und so...). Tatsächlich war ja das Frankreich jener Jahre auf schmerzhaft Weise authentisch. Da es in den Städten kaum Bombenschäden gab, sah alles so schön alt aus. Oft auch angeranzelt und verkommen. Aber eben authentisch. Frankreich hatte eine extreme Wirtschaftskrise hinter sich, dazu die Krämpfe der Entkolonialisierung. Es ging den Franzosen nicht gut. Und wenn es nicht die alles überdeckende und bestens funktionierende

Landwirtschaft gegeben hätte, wären die Franzosen vielleicht großflächig verhungert. Auch die Industriearbeiter litten unter niedrigen Löhnen und miesesten sozialen Bedingungen.

Allein die Kultur, allen voran der Film, blühte. Der französische Film war zwischen etwa 1952 und 1968 beinahe das einzige Widerstandsnest gegen den US-Kulturimperialismus Hollywoods. Dazu die Literatur und natürlich die Chansons. Wir liebten das alles. Und wir wären so gern junge Franzosen gewesen, möglichst schon ab den Zeiten der Existenzialisten. Hätten liebend gern in düsteren Kellergewölben beim Cool Jazz gehockt in schwarzen Rollkragenpullovern. Immer eine glühende Gitanes zwischen den Fingern, Sartre in die Schielaugen starrend, um endlich auch diesen großen Weltekel zu spüren. Und Paris! Oh, lala! Das Paris, von dem unsere Väter, Onkeln, Nachbarn schwärmten, die 1940 da sooo schöne Zeiten mit den Demoiselles verbracht hatten. Pigalle! Tarrantino hat viele dieser Klischees in „Inglorious Basterds“ wunderbar treffend auf die Schippe genommen – der perfekt französisch parlierende Judenjäger zum Beispiel...

Da wollten wir hin. Und ich persönlich hatte das Glück, das dank des verrückten Erdkundelehrers Paukert, der nach eigenen Angaben eine Zeitlang in Paris gelebt hatte und überhaupt ein ziemlich weltgewandter Mensch war, unsere große Klassenfahrt 1970 nach Paris führte. Wir waren in Paris, dem echten Paris. Wir büxten nachts aus und drückten uns in original-echten Bistros herum, meist am Flipperautomaten, aber immer mit Zigarette im Maul und einem Gläschen Rotwein auf dem Tisch. Wir suchten die Nutten und fanden sie nicht. Wir stellten Mädchen nach, die uns Boches scheiße fanden. Wir sogen dieses Paris, wo man an manchen Ecken noch ausgebrannte Autowracks von 1968 fand, mit allen Sinnen auf.

Paris, die Zweite

Als S. und ich im April 1973 heirateten – wir waren ein Paar seitdem wir dreizehn waren, und verheiratet zu sein, war für sie die einzige Möglichkeit aus dem Elternhaus zu kommen und für uns, eine gemeinsame Wohnung mieten zu können –, war klar, dass die Hochzeitsreise nach Paris führen sollte. Ja, wir wollten drei, vier Tage in der Stadt der Liebe verbringen. Direkt von der Hochzeitsfeier aus brachen wir auf. Und verfuhrten uns in Belgien aufs Allerschlimmste. In irgendeinem dieser hässlichen wallonischen Dörfer waren wir falsch abgebogen, die Straße war immer schmaler geworden, bis sie zu einem asphaltierten Waldweg wurde, der sich durch ein düsteres Gehölz wand. Dann ein Schlagbaum. Niemand da. Wir öffneten die Schranke, fuhren durch und waren in Frankreich. Bis Reims schafften wir

es, wo wir ein Hotelzimmer nahmen und mitteilten, dass wir bis nachmittags zu schlafen gedachten.

Für Paris hatte uns jemand das Hotel Bristol in der Rue de l'Arcade, unweit der Madeleine, empfohlen. Ein schmales Haus mit je zwei winzigen Zimmern pro Etage und einem Frühstücksraum im Kellergewölbe. Wir hatten ein Zimmer mit Dusche; die stand mitten im Raum. Aus dem Innenhof drangen Pariser Geräusche zu uns, und eigentlich wollten wir das Bett nur zur Einnahme der Mahlzeiten verlassen. Aber dann griff uns Paris, und wir waren stundenlang per Metro und zu Fuß unterwegs auf Entdeckungstour. Das Hotel Bristol erlebte ich rund sechs Jahre später noch einmal in seiner ursprünglichen Form. In den Achtzigern hat man es luxussaniert, und ich übernachtete dort so um 1990 herum noch einmal, als ich mit meiner kleinen Tochter auf dem Rückweg von Korsika dort Station machte. Heute könnte ich mir dieses feine Haus nicht mehr leisten.

Paris, die Dritte

Und dann hatten wir diese ganzen Filme gesehen, in denen lässige Franzosen pausenlos gautschen, rauchen und vögeln. Da wollten wir im Sommer 1973 hin. Mit dem Finger auf der Landkarte wählten wir Mimizan-Plage an der Atlantikküste südlich von Arcachon. Wir liehen uns den antiken Käfer von S.'s Kollegin B. – ein grauer VW mit rundem Rückfenster und Faltdach. Malermeister T. und seine Frau Ch. fuhren mit. T. hatte einen todschicken Taunus in der Ghia-Ausführung. Weil 1.200 Kilometer am Stück im Käfer zu riskant sein würden, planten wir eine Übernachtung in Paris ein. Ein sehr einfaches Hotel südöstlich der Bastille, Gemeinschaftsduschklo auf der Etage. Speisesaal im Hinterhof: ein plüschiger Raum mit acht Vierertischen, einem gewölbten Glasdach und Kristalllüstern. Das Menü war im Übernachtungspreis enthalten. Eine winzige Vorspeise, wählbar zwischen einmal was mit Fisch, einmal was mit Salat, dann das Steak frites oder der gebratene Fisch, und zuletzt die obligatorische Crème brûlée. Das war weniger eine Mahlzeit als eine kulturhistorische Exkursion.

Dann nahmen wir noch Bier, Wein und Kaffee in einem Bistro und ließen schweigend den chaotischen Verkehr an uns vorbeiflitzen. Freuten uns über dieses typische Sirenengeheul, das für mich über Jahrzehnte Frankreich akustisch repräsentierte. Wunderten uns darüber, dass manche Autos gelbe Scheinwerfer hatten und manche mitten in der Nacht ganz ohne Licht fuhren. Später spielten wir auf dem Zimmer noch ein paar Runden Rommée und

tranken schlechten Rotwein aus der Plastikflasche, den wir in einem 24-h-Laden erworben hatten. Morgens dann Sandwiches im Bistro: mit Jambon, Frommage oder Saucisson. Sie schmeckten so herrlich, so unvergleichlich.